

INTEGRATIVE THERAPIE

ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE PSYCHOTHERAPIE UND METHODENINTEGRATION

Altruismus und Friedensarbeit - Henry Dunant (1828-1910)

Hilarion G. Petzold, Johanna Sieper: Das Beispiel Henry Dunant: melioristisches Friedensstreben, Menschenliebe, Altruismus - wären das nicht Kernthemen der Psychotherapie

Henri Dunant: Kleines Arsenal gegen den Militarismus

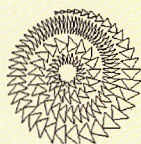
Henri Dunant: Kleines Arsenal gegen den Krieg

Raimonda Ottaviani, Duccio Vanni, Maria Grazia Baccolo, Elizabeth Guerin, Paolo Vanni: Eine neue Sicht auf die Biographie von Henri Dunant, dem Gründer des Internationalen Roten Kreuzes

Cyрил Kälin: Henry Dunant - Unerhörter Visionär oder integrierter Idealist? Dunant und seine Beiträge in Bertha von Suttners Zeitschrift „Die Waffen nieder!“, betrachtet auf dem Hintergrund von Norbert Bischofs evolutionsorientierter Motivationspsychologie und Hilarion G. Petzolds Integritätsbegriff

Christoph Ledermann: Altruismus in der Psychotherapie. Neueste evolutionstheoretische und neurowissenschaftliche Erkenntnisse zu Altruismus und ihre Implikationen für die Psychotherapie

Hilarion G. Petzold im Diskurs mit **Ilse Orth** und **Johanna Sieper:** Transversale Erkenntnisprozesse der Integrativen Therapie für eine altruistische Ethik und eine Praxis „potentialorientierter Humantherapie“ und „melioristischer Kulturarbeit“





Kleines Arsenal gegen den Militarismus.*)

Es wäre zu wünschen, dass wir endlich einmal von der absurden Legende befreit würden, die sich wie ein Cliché immer wiederholt: Dass die Armee die beste Schule sei für Selbstverleugnung, Aufopferung und Heldenmuth. Wahrlich, merkwürdig wäre es, wenn unter den Männern auf europäischem Boden, wo jeder Taugliche, körperlich und geistig Gesunde ein Theil des Heeres ist — wenn unter diesen nicht eine gewisse Anzahl sich fände, die Beweise von Selbstverleugnung, Aufopferung und Heldenmuth geben könnte! — Doch nicht der Krieg ist es, der bei ihnen diese Tugenden zeitigt. Sie liegen in dem Betreffenden selbst, und wenn sie sich im Kriege bethätigen, so geschieht es trotz des Krieges. Die kriegerischen Tugenden sind meistens nichts anderes als eigennützige, traditionelle Gefühle. Die Ausnahmen selbst bestätigen die Regel. Ohne Zweifel exaltirt, elektrisirt und fanatisirt der Kriegsgedanke in gewissen Fällen; aber das ist ein täuschendes Trugbild und Albert Duruy schreibt mit Sachkenntniss: „Der Krieg, der die edelsten Eigenschaften des Menschen anregt, entfesselt zugleich in ihm die Bestie und führt ihn zur Thierheit zurück.“ „Dies genügt, um ihn zu hassen“, bestätigt ein Mitglied der französischen Akademie (Maxime Du Camp).

Gewiss können durch den Militärdienst den Rekruten energische Eigenschaften beigebracht werden, aber diese könnten auch auf andere Art erzeugt werden, und sie wiegen doch die Schäden nicht auf, die er hervorbringt. Dasjenige, was man mit dem Namen „Bravour“ bezeichnet, lässt sich oft sehr wohl mit gänzlichem Mangel an sittlichen Grundsätzen vereinigen und sieht dem Räuberwesen im grossen Styl sehr ähnlich. Madame de Maintenon sagte, als sie Ludwig XIV. Erwähnung that: „Ich habe eine schöne Rede von Père Mascaron angehört. Er sagte, dass Kriegshelden Leute seien, die an der Spitze eines Heeres dasselbe thun, was ein Räuber allein vollbringt, Unser Gebieter war davon nicht befriedigt.“ Dennoch war der Vergleich des berühmten Hofpredigers ganz richtig. Ferner wird behauptet: die Armee sei eine Schule. Sonderbare Schule! Wer unternimmt es denn, die Sittlichkeit und die Herzen der Soldaten zu bilden? Wer sucht diese jungen Zwanzigjährigen für ihre sozialen Pflichten zu erziehen? Ist es etwa der Offizier? Aber wie selten kennt der Offizier seine Leute, er interessirt sich persönlich nur selten für sie.

*) Diese Auszüge aus seinem noch unvollendeten Manuscript hat der Gründer des Rothen Kreuzes uns für D. W. N. freundlichst zur Verfügung gestellt. „Nehmen Sie daraus was Ihnen tauglich erscheint“ heisst es in dem Begleitschreiben an die Herausgeberin, „zu eigener Verwerthung oder machen Sie mich für alles Gesagte verantwortlich wenn's beliebt. Ich verleugne nichts von dem was ich gegen Krieg und Militarismus vorbringe.“

Henri Dunant

Kleines Arsenal gegen den Militarismus.*)

Es wäre zu wünschen, dass wir endlich einmal von der absurden Legende befreit würden, die sich wie ein Cliché immer wiederholt: Dass die Armee die beste Schule sei für Selbstverleugnung, Aufopferung und Heldenmuth. Wahrlich, merkwürdig wäre es, wenn unter den Männern auf europäischem Boden, wo jeder Taugliche, körperlich und geistig Gesunde ein Theil des Heeres ist - wenn unter diesen nicht eine gewisse Anzahl sich fände, die Beweise von Selbstverleugnung, Aufopferung und Heldenmuth geben könnte! - Doch nicht der Krieg ist es, der bei ihnen diese Tugenden zeitigt. Sie liegen in dem Betreffenden selbst, und wenn sie sich im Kriege bethätigen, so geschieht es trotz des Krieges. Die kriegerischen Tugenden sind meistens nichts anderes als eigennützige, traditionelle Gefühle. Die Ausnahmen selbst bestätigen die Regel. Ohne Zweifel exaltirt, elektrisirt und fanatisirt der Kriegsgedanke in gewissen Fällen; aber das ist ein täuschendes Trugbild und Albert Duruy schreibt mit Sachkenntnis: „Der Krieg, der die edelsten Eigenschaften des Menschen anregt, entfesselt zugleich in ihm die Bestie und führt ihn zur Thierheit zurück.“ „Dies genügt, um ihn zu hassen“, bestätigt ein Mitglied der französischen Akademie (Maxime Du Camp).

Gewiss können durch den Militärdienst den Rekruten energische Eigenschaften beigebracht werden, aber diese könnten auch auf andere Art erzeugt werden, und sie wiegen doch die Schäden nicht auf, die er hervorbringt. Dasjenige, was man mit dem Namen „Bravour“ bezeichnet, lässt sich oft sehr wohl mit gänzlichem Mangel an sittlichen Grundsätzen vereinigen und sieht dem Räuberwesen im grossen Styl sehr ähnlich. Madame de Maintenon sagte, als sie Ludwig XIV. Erwähnung that: „Ich habe eine schöne Rede von Père Mascaron angehört. Er sagte, dass Kriegshelden Leute seien, die an der Spitze eines Heeres dasselbe thun, was ein Räuber allein vollbringt, Unser Gebieter war davon nicht befriedigt.“ Dennoch war der Vergleich des berühmten Hofpredigers ganz richtig. Ferner wird behauptet: die Armee sei eine Schule. Sonderbare Schule! Wer unternimmt es denn, die Sittlichkeit und die Herzen der Soldaten zu bilden? Wer sucht diese jungen Zwanzigjährigen für ihre sozialen Pflichten zu erziehen? Ist es etwa der Offizier? Aber wie selten kennt der Offizier seine Leute, er interessirt sich persönlich nur selten für sie.

Uebrigens - wer spricht zum Offizier von der moralischen Seite seiner Pflichten? Niemand. Man hat ihn gelehrt, seine Soldaten abzurichten, aber hat man ihm in

*) Diese Auszüge aus seinem noch unvollendeten Manuscript hat der Gründer des Rothen Kreuzes uns für D. W. N. freundlichst zur Verfügung gestellt. „Nehmen sie daraus was Ihnen tauglich erscheint“ heisst es in dem Begleitschreiben an die Herausgeberin, „zu eigener Verwerthung oder machen Sie mich für alles Gesagte verantwortlich wenn's beliebt. Ich verleugne nichts von dem was ich gegen Krieg und Militarismus vorbringe.“

der Militärschule nicht begreiflich gemacht, dass er sie zuvörderst lieben soll, d.h. ihnen Theilnahme zu beweisen und ihre Neigung erwerben. Daraus folgt, dass alle die ausgezeichneten arbeitsamen, ihrer Berufspflicht ergebenden Offiziere der verschiedenen europäischen Heere nur sehr geringen Einfluss auf ihre Untergebenen haben. Das liegt an ihrer eigenen Geistesverfassung, an der Vernachlässigung ihrer sozialen Verpflichtungen den Unter-Offizieren und Gemeinen gegenüber und an der Unwissenheit und Gleichgültigkeit, in der man sie in dieser Hinsicht belässt. Natürlich giebt es auch Ausnahmen. Aber wer bringt jenen Untergebenen Ideen von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit bei, ohne welche keine soziale Entwicklung sich vollziehen kann?

Beim Austritt aus dem Heer, wenn die Zeit des rohen und unfruchtbaren Frohdienstes überstanden ist, findet der Arbeiter, der Landmann, der Commis, im Dorf, auf dem Hof, oder in der Stadt, mit Handwerkzeug, Pflug oder Feder, alle niedrigen Leidenschaften wieder, Neid, Zorn, und sozialen Hass, die vielleicht noch entwickelter und grösser geworden sind. Auf keinen Fall wird er ein nützlicheres Glied der Gesellschaft geworden sein, als er es vor seiner Dienstzeit gewesen; im Gegentheil wird er sodann, vom sozialen Gesichtspunkt aus viel weniger widerstandsfähig sein, gegenüber den Aufreizungen des Klassenhasses, als er's gewesen, da er sein Heimathsdorf verliess. Was dies betrifft, ist es auch nicht schwer überall zu constatiren, dass dieser Geist des Hasses jedes Jahr grössere Fortschritte macht.

Leider muss zugestanden werden, dass der Offizier, der Moral und Herz seiner Soldaten bilden wollte, gar oft in Verlegenheit gerieth, sollte er ihnen klar machen, dass es nicht zweierlei Moral giebt: eine für den Einzelnen, die andere für die Gesammtheit der Menschen, und dass einer, der dem anderen hinten im Busch auffluert um ihn zu überfallen, ein Mörder und Dieb sei, dass also 100 000 Mann, die bewaffnet ausziehen um ein argloses Land mit Gewalt zu besetzen und dessen Bewohner niedermetzeln und brandschatzen, wohl auch nichts anderes treiben (bewusst oder unbewusst) als Räuberei im Grossen (Frédéric Passy). Das Vaterland vertheidigen: das ist wohl schön; aber gewöhnlich ist es das Vaterland des anderen, dem man übel will. Der körperliche Muth ist etwas viel Geringeres als der moralische. Einem Feinde Widerstand zu leisten, dessen Kräfte doppelt und dreifach überlegen sind, ist wohl löblich; doch man übertreibe nicht: es giebt einen Widerstand des Leonidas und den eines Märtyrers, beide bis zum Tode. Der erstere setzt der brutalen Kraft die brutale Kraft entgegen, mitten im fieberhaften Ringkampf, mit Waffenbrüdern, die in Wagemuth und Bravour wetteifern, angesichts des gerührten Vaterlandes, das dankt und preist, der Weltgeschichte, die betrachtet und verzeichnet. Die zweite Art erwiedert brutale Kraft mit moralischer; sie harret aus, sie widersteht indem sie protestiert und Blutzeugenschaft giebt; sie duldet mit Ausdauer und Beharrlichkeit, ohne Lärm, ohne Aufsehen, ohne Prahlerei, in Entbehnung und Qual, in der Finsterniss des Kerkers oder auf dem Blutgerüst, umringt vom blinden Hass der Menge oder von Verachtung.

Welche dieser beiden Arten des Widerstandes ist schwerer und erhabener?

Wir wollen zugeben, dass ehemals und selbst in näheren Zeit-Epochen, der Krieg seine ritterliche Seite hatte. Glänzende Scharmützel, kühne Handstreichs, abenteuerliche Recognoszirungen und andere Aufsehen erregende Waffenthaten, bei denen Intelligenz und Kriegswissenschaft mehr oder weniger im Spiele waren, bildeten so zu sagen die Poesie des Krieges. Das behagte den dreisten, den heftigen Naturen, den Waghalsigen mit kriegerischer Ader, denen das Alltagsleben mit seiner Armseligkeit, seinem Einerlei, seiner Kleinlichkeit und seinen Vorurtheilen nicht mehr genügt und zum Ekel wird. Da ging man in's Feuer, um seine geistigen Fähigkeiten zu verwerthen; mit erhobener Stirn zog man dem lebendigen Feind entgegen, aber nicht wie heute mit den neuen Erfindungen, dem wissenschaftlich berechneten Verfahren, die die Kriegskunst so vollständig umgestaltet haben - ohne einander zu sehen, sich gegenseitig zu vernichten, zu überwältigen. Von nun an wird man auf ganz unpersönliche Weise kämpfen, die militärischen Schlächtereien werden neue Formen annehmen, der individuelle Werth wird nichts mehr bedeuten. Alle die zur Armee gehören, werden nichts anderes sein, als Kanonenfutter. Von militärischer Seite wird man keinen Anspruch mehr machen dürfen auf Tapferkeit, Eifer und Begeisterung, die zugleich Antrieb und Lohn sind für die Hingebung, der es bedarf, um dem Tode entgegen zu gehen. Von einem „fröhlich in den Kampf ziehen“, wie ehemals, kann keine Rede mehr sein und der Ausdruck „mit der Gefahr spielen“, den man im vergangenen Jahrhundert und auch grössten Theils im gegenwärtigen so wohl verstand, wird in Zukunft keinen Sinn mehr haben. Massen werden durch Massen zermalmt ohne einander gesehen zu haben: Soldaten und Offiziere werden nichts gewahren als Feuer und die vervollkommenen Geschosse werden sie auf den ersten Schuss durchbohren, nachdem sie vorher durch eine mächtige Eiche oder Ulme hindurch gegangen. Der Tod wird ihnen aus zwei bis drei Meilen Entfernung zugesandt, gleichsam anonym, ohne dass sie die Hand gesehen, der ihn entsendet hat.

Man sollte fernerhin nicht mehr von Mannesmuth bei Führung des Schwertes reden und von einer Läuterung durch die Aufregungen im Kriege. Ohne Zweifel können die „gesunden und kräftigenden Emotionen des Krieges“ für einen herabgekommenen Volksstamm ihr Gutes haben, und die militärische Manneszucht ihm nützen. Aber welches Volk in Europa wird für ein „niedergehendes“ gelten wollen? Sicherlich giebt es männliche Tugenden, die eine demoralisirte, in Fäulniss übergehende Nation wieder kräftigen können, wenn diese Tugenden zum Durchbruch gelangen, vor Allem das Pflichtbewusstsein, der Fanatismus des Fahneneides, das zeitweilige Verzicht auf alle frivolen Vergnügen, die tapfer ertragenen Entbehrungen: das ist eine gute Schule für die Verkommenen. Aber welche Kategorie von Männern wird sich zu den Verkommenen rechnen?

Allerdings wäre der Krieg zu etwas gut, wenn er die Gesellschaft von den unsauberen Elementen reinigen würde, die sie enthält. Doch das ist nicht der Fall. Gewöhnlich

sind es die Besten, die verschwinden, Und der Militärdienst veredelt die Schlechten nicht, die mit ihren Umsturzprinzipien den ehrlichen gemeinen Soldaten verderben, so dass er verderbter aus dem Regimente scheidet als er eingetreten.

Unter den Zelten, im Schatten der vaterländischen Fahnen, angesichts der Gefahr mitten unter tapfer ertragenen Prüfungen, bilden sich oft Kameradschaften, Waffenbrüderschaften, die mehr gelten, als jene oberflächlichen, weltlichen Bündnisse und eitlen, frivolen Gemeinschaften der Vergnügungen. Der kriegerische Enthusiasmus ersetzt - wenn er sich nicht zu schnell verflüchtigt - diese Zusammengehörigkeit durch diejenige des im überschwänglichen Feuer der Collectivleidenschaft auflodernden Feindeshasses. - Doch der Hass ist der Fluch der Welt, es ist die schrecklichste Empfindung, die es auf Erden giebt: Die Humanität verhüllt ihr Angesicht vor dem Hasse. Es ist nicht mehr die kalte und ruhige Unerschrockenheit des Helden - es ist die blutdürstige Raserei des wilden Thieres, wenn es wüthend und hungerig ist. Wo bleiben da die ritterlichen und grossmüthigen Gesinnungen?

„Nirgends wird die menschliche Persönlichkeit weniger geachtet, als unter den Fahnen“ sagt Louis Enault*). „Sie verschwindet in einem Räderwerk von Eisen und Feuer, in dem jede Unabhängigkeit des Willens, jeder Versuch des Widerstandes, jede Individualität unbarmherzig zermalmt wird.“ Bei der heutigen Art der Kriegführung ist es also höchst selten, dass ethische Eigenschaften - wie sie sich z.B. im Mittelalter zur Ritterzeit und auch noch im Krimkriege entwickeln konnten - gegenwärtig Platz und Verwendung finden.

In seinem, 1867 veröffentlichten, bemerkenswerthen Werke über die französische Armee, sagt General Trochu folgendes über die Prahlhänse des Muthes: „Solche, die sonst mit eifrigen Worten vom Kriege schwatzen, verfallen im Augenblick vor der Schlacht traurig und erschöpft in Schweigen, Eisenfresser, die im Frieden den Jubel stets bereit halten und sich einen theoretischen Ruf als Helden gemacht haben, benehmen sich ganz verwirrt, einige sogar sind unfähig ihre Aufregung zu verbergen und deren Folgen zu berechnen und verschwinden schmählich... Nach dem Kampf bietet sich dem philosophischen Beobachter ein neues Schauspiel dar: Jeder ist bemüht, je nach den Verhältnissen der Situation, die Vortheile des Erfolges an sich zu reissen, oder die Verantwortlichkeit für die Niederlage von sich abzuwälzen. Selbstsucht, Eitelkeit, Ehrgeiz treiben zu Thaten an, die nicht immer rechtlich sind und eingestanden werden... Es ist in Wahrheit ein Kampf um persönliche Interessen. Mancher Schlaukopf zeigt sich der öffentlichen Meinung in der Maske, und sucht einen Theil der Begünstigung, einen Posten in den Berichten und Belobungslisten zu erringen. Wie viel Heldenthaten zweifelhafter Gattung erhalten die Ehre der Publizität.“

*) Die Liebe zum Kriege von Louis Enault.

In dieser Weise drückt sich derjenige aus, von dem der Marschall Bugeaud sagte: „Ich kenne in der Armee keinen vorzüglicheren Mann als Trochu.“

Hingegen treibt die militärische Gloriole zu sträflichen Thorheiten an; hievon ein Beispiel: Napoleon I. hatte es auf Russland abgesehen. Er fiel dort im Juni 1812 ein, mit 500,700 Mann, 60,000 Pferden, 11,080 Kanonen und 10 Armeecorps. Der Uebergang über den Niemen fand am 24. statt, in der Umgegend von Korno, auf drei hölzernen Brücken. „Auf einem kleinen Araber-Vollblutpferd reitend“, berichtet Graf Leo Tolstoi, „kam am 25. Napoleon im Galopp bis an die eine der drei Brücken, unter betäubenden Zurufen, mit denen er auf seinem Wege begrüßt wurde. Eine Pontonbrücke übersetzend, die unter den Hufen seines Pferdes erbebt, nahm er die Richtung gegen Korno, ihm voran die Chasseurs de la garde, die ihm mit lautem Jubelruf den Weg durch die Truppen bahnten. An dem Ufer des breiten Niemen angelangt, blieb er vor einem Regiment polnischer Uhlanen stehen. „Es lebe der Kaiser!“ riefen die Polen eben so begeistert als die Franzosen und die Reihen unterbrechend um ihn besser sehen zu können. Napoleon betrachtete den Fluss, stieg vom Pferde und setzte sich auf einen Balken der auf dem Boden lag; auf einen Wink seiner Hand brachte ihm ein Page mit vor Stolz strahlenden Mienen ein Fernrohr herbei, das er auf die Schulter des Knaben stützte um das jenseitige Ufer bequemer inspizieren zu können. Dann studierte er die Landkarte, die er vor sich auf den umherliegenden Holzstücken ausbreitete, und murmelte einige Worte ohne den Kopf zu heben, worauf zwei Adjutanten auf die Uhlanen zusprenkten, deren Befehlshaber den Auftrag erhielt, eine Furt ausfindig zu machen und hinüber zu reiten. Der Oberst, ein älterer Mann von wohlwollendem Aussehen, bat erröthend und vor Erregung stotternd den Adjutanten um die Erlaubniss, nicht erst eine seichte Stelle aufzusuchen, sondern den Fluss schwimmend mit seinem Regiment durchqueren zu dürfen. Es war leicht zu erkennen, dass eine Weigerung ihn untröstlich gemacht hätte, auch beeilte sich der Adjutant zu versichern, dass solch ein Uebereifer dem Kaiser gewiss nicht missfallen würde. Bei diesen Worten zog der alte Officier mit vor Freude leuchtenden Augen seinen Säbel, rief Vivat! Und commandirte seiner Mannschaft ihm zu folgen. Er stürzte sich voran in den Fluss, seinem Pferde die Sporen gebend. Es hatte sich gebäumt, da hieb er zornig darauf ein und tauchte mitten in's Wasser, fortgetragen von der Richtung der Strömung. Alle Uhlanen folgten seinem Beispiele: die aus dem Sattel gehobenen Soldaten klammerten sich einer an den anderen, einige Pferde ertranken, einige Mann ebenfalls, und der Rest der Reiter schwamm weiter, sich an ihren Sätteln oder den Mähnen ihrer Thiere festhaltend. Sie bewegten sich so viel es gehen wollte, in gerader Linie, während eine halbe Werst entfernt sich eine Furt befand. Aber sie waren stolz darauf so schwimmen und sterben zu dürfen unter den Augen des Mannes der da drüben auf dem Balken sass und kaum geruhte, ihnen nachzublicken.

Als der Adjutant zum Kaiser zurückgekehrt, ihn aufmerksam machte auf die Ergebenheit der Polen, rief der kleine Mann im grauen Rocke Berthier herbei, und

wandelte mit ihm den Fluss entlang, Befehle gebend und von Zeit zu Zeit einen unzufriedenen Blick auf die Soldaten werfend, die ihm Distractionen verursachten, indem sie sich ertränkten. Er bestieg sein Pferd und kehrte in's Lager zurück. Vierzig Uhlanen verschwanden in der Tiefe, trotz der Rettungsboote die man ihnen nachschickte, die meisten wurden an das Ufer zurückgetrieben, das sie eben verlassen, blos der Oberst und einige Mann erklommen wassertriefend das jenseitige Gestade. Kaum dass sie es erreicht, brachen sie wieder in Vivat-Rufe aus und suchten mit den Blicken die Stelle, wo Napoleon früher gesessen. Obgleich er nicht mehr da war, so fühlten sie sich in jenem Augenblick doch vollkommen glücklich. Am selben Abend, nachdem Napoleon Befehl gegeben hatte, die Sendung der falschen Geldanweisungen, welche für Russland bestimmt waren zu beschleunigen, verlieh er jenem Obersten der Uhlanen, die sich ohne zwingenden Grund in den Fluss gestürzt, den Orden der Ehrenlegion, deren höchster Ritter er selber war.

Es genügt also nicht wegen eines Missverständnisses (sic) das Blut der Völker zu vergiessen, - so schrieb Czar Alexander I. eigenhändig an Kaiser Napoleon in einem Briefe, nach diesem Uebergang über den Niemen, worin er ihn auffordert „der Menschheit das Unheil eines neuen Krieges zu ersparen“; - es musste dies Unheil noch vergrössert werden durch dumme, strafbare und eitle Ruhmsucht. Sie kostete 40 Geschöpfen das Leben, von denen jedes einzelne dem Schöpfer gewiss so kostbar war, - vor dem es kein Ansehen der Person giebt, - als der muthige polnische Oberst und der kleine Mann im grauen Rocke, dessen unzufriedener Blick der Lohn für die Narrheit der Uhlanen war. Der Oberst hätte vierzigfachen Tod verdient, anstatt des Ordens der Ehren-Legion; eine Furt befand sich ja 250 Klafter von der Stelle, wo er freudig seine Reiter ertrinken liess, ohne Nothwendigkeit, vor den Augen jenes Mannes, der auf dem Balken am Ufer sass und sie kaum eines Blickes würdigte!

Hat der grosse Historiker Gibbon nicht richtig geurtheilt, wenn er folgendes schrieb: „So lange die Menschen diejenigen höher stellen werden, die sie vernichten, als die ihre wirklichen Wohlthäter sind, wird der Krieg immer als der Weg zum Ruhm betrachtet werden.“ Die Weltgeschichte räumt den Eroberern die erste Stelle ein, sie verzeichnet andachtsvoll all die Namen, die mit dem Siegerkranz geschmückt sind. Die Menge wirft sich abgeschmackt vor ihnen nieder, die europäische Jugend lernt sie verehren, und doch sind es diejenigen, die das Unglück der Völker ausmachen und die André Chenier gerechterweise nennt:

„Diese siegreichen Helden und mordenden Götzen,
Des Unglücks und Verbrechens Kinder, deren Namen Entsetzen,
Ein rauchend Gemetzel von Blut und Thränen gefärbt.“

Sie bilden in der Geschichte eine ununterbrochene Kette von Todtschlagereien, Raub, Falschheit, Vergewaltigung und Willkühr, für die man von uns Bewunderung verlangt, und darüber die Werke des Friedens vergisst. Aber das ist kein Grund, dass es immer so fortgehe. Wie viele ausgezeichnete und menschenwürdige Erfindungen

wurden als zu unbedeutend betrachtet, um von der Geschichte verzeichnet zu werden, die uns nicht einmal die Spuren der Erfinder aufbewahrt, noch die Zeitepoche, in der diese gelebt haben, während sie sich mit unterthäniger Hochachtung vor dem Blutvergiessen und grausamsten Despoten verneigt.

Künftighin wird es nicht mehr so sein. „Die Geschichte, sagt der Amerikaner Channing, widmet den Verschwörungen und Streitigkeiten von Leicester und Essex unter der Regierung Elisabeths von England ganze Bände, aber für Shakespeare hat sie nicht eine Seite übrig und hätte Bacon nicht ein öffentliches Amt bekleidet, so wäre sein Name nicht einmal genannt worden; so gross ist das Bedürfniss, alle Blätter der Geschichte mit den Thaten, Geberden und Worten des Zeitgenossen Jakobs I. - des sogenannten Salomon - auszufüllen.

Dennoch muss man constatiren, dass eine Aera historischer Gerechtigkeit schon begonnen hat. Erst ein halbes Jahrhundert ist es her, dass man König Louis Philippe lächerlich gefunden hat, welcher während einer Reise das Leben eines Postillons rettete, der vom Pferd gefallen war. Auf einsamer Strasse hatte er ihm mit seiner eigenen Lanzette zur Ader gelassen. Darob verhöhnte man diesen lächerlichen König. Und doch war er der erste, dem der Ruhm gebührt, dass er Blut vergoss um zu heilen. Unter diesem guten und humanen Herrscher genoss Frankreich achtzehn Jahre friedlichen Glückes.

Henri Dunant.

(Uebersetzt von Gräfin H. Pötting.)

Henri Dunant

Kleines Arsenal gegen den Krieg.*)

„Wenn es Tribunale gäbe, wie für die Einzelnen, deren Sentenzen genügende Sanktion hätten, dann würde der Krieg bald eben solchen Abscheu erregen, als alle übrigen Tödtungsarten“, erklärt ein trefflicher, katholischer Prediger zu Beginn unseres Jahrhunderts. Hat nicht Fénelon selber einen internationalen Schiedsgerichtshof schon vorausgeahnt, da er sagte: „Die nachbarlichen Staaten sind nicht nur verpflichtet einander nach den Gesetzen des Rechtes und der Ehrlichkeit zu behandeln, sie müssten auch zu ihrer Sicherheit, sowie für ihre allgemeinen Interessen eine Art Gemeinschaft, eine „république générale“ bilden.

Unter mehr als hundert ähnlichen Erklärungen sollen besonders folgende Worte des Père Gratry angeführt werden: „Ohne etwas voraus sagen zu wollen, erkläre ich, dass es verdienstvoll und Pflicht eines Jeden wäre, bis zu seinem letzten Athemzug dafür zu arbeiten, dass ein Götterfrieden über die ganze Erde sich ausbreite; wer dürfte mir da widersprechen?“ Ja, wer wollte dem geehrten Akademiker, dem frommen Priester des Oratoire, dem von der katholischen ebenso wie von der ganzen christlichen Welt geschätzten Manne, den selbst Jene hochhalten, die ausserhalb des Christenthums stehen, wer wollte ihm hierin widersprechen? Rufen nicht alle autorisierten Stimmen mit uns aus: Die Waffen nieder! –

„Man erlangt einen viel dauernderen Ruhm, wenn man den Krieg durch Friedensworte zu bannen sucht, als indem man den Feind durch Waffengewalt vertreibt“ lehrt uns der heilige Augustin. „Der Krieg ist eine so schreckliche Sache, dass ich mich wundere, dass nicht sein blosser Name schon Grauen erweckt“ predigt Bossuet feierlich; und der Bischof von Meaux tadelt strenge die Eroberer, deren Ehrgeiz unbeschränkt mit Menschenleben spielt, und die so viele Unschuldige vernichtet haben, dass sie so weit gekommen sind, sich gegenseitig zu tödten, ohne sich zu hassen und dass es als Gipfel des Ruhmes, als schönste Heldenthat gilt, wenn eines das andere todtschlägt.“ „Der Krieg ist der Schandfleck des Menschengeschlechts“ bestätigt Klopstock, und Goethe schreibt: „Die langwierigen Schrecken des Krieges rauben dem Menschen jeden Glauben an die Menschheit.“ Der Krieg, den Condorcet „das grösste der Verbrechen“ genannt hat, - der Krieg bleibt die grösste aller menschlichen Ungeheuerlichkeiten und nichts kommt an Wildheit dem Handwerk des Menschentödters gleich. Es ist Schulung des Mordens im Grossen, eine himmelschreiende Entartung, ein letzter Rest alterthümlicher Barbarei, die durch nichts zu entschuldigen ist.“

Schon vor mehr als hundert Jahren hat v. Holbach die Frage in nachstehenden Worten trefflich zusammengefasst: „Auch die glücklichsten Kriege führen keinen Frieden herbei; sie haben blos neue Kriege im Gefolge, erzeugt durch Misstrauen

*) Siehe D. W. N. Heft 8,9

und Befürchtungen, die ein aufgestachelter Ehrgeiz im Geist der Nachbarstaaten erweckt. Daher diese in allen Regierungen herrschende Sorge, die sie zwingt, eine ungeheure Heeresmacht in Stand zu erhalten, die für alle Staaten gleich verderblich ist und den Frieden für die Nationen werthlos macht.“ „Und das nennt man Frieden, diesen Zustand fortwährender Kampfbereitschaft Aller gegen Alle!“ fügt Montesquieu bei und bemerkt, dass „sowie ein Staat seine Heeresmacht vergrössert, verstärkt der andere augenblicklich die seine, sodass dadurch nichts Anderes erzielt wird als allgemeiner Ruin.“ Im Jahre 1787 behauptete ein großer englischer Staatsmann, dass es kindisch und lächerlich sei, zu glauben, dass eine Nation die unversöhnliche Feindin der andern sei. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung weder in der Menschenkenntniss, noch in der an den Völkern gemachten Erfahrung. (Pitt, Lord Chatham.)

Chateaubriand prophezeit uns in seinen „Memoires d'outre-tombe“, dass unsere gegenwärtigen Kämpfe in den Augen der Nachkommen als kindische Streitereien erscheinen werden, dass eine Zeit kommen wird, wo der Krieg eine monstruöse Lächerlichkeit sein und dessen Princip nicht einmal mehr begriffen werden wird.

Die Königin Hortense, die eine geistvolle Frau war, sagt: „Der Krieg ist mir stets als Geißel der Menschheit erschienen. Ich hoffe, dass einst eine Epoche der Civilisation anbrechen wird, wo man es nicht verstehen wird, dass es Menschen gegeben, die sich zum Vergnügen und im Interesse Anderer hinschlachten liessen.“

Im Jahre 1783 erklärte Franklin: „Nach meiner Ansicht hat es niemals guten Krieg und schädlichen Frieden gegeben. Was hätte man nicht Alles erreicht, wenn man die Millionen zu guten Zwecken verwendet hätte, die nur für das Verderbliche hingepflegt wurden, um das Elend in so viele Familien hineinzutragen und um Tausenden von fleissigen Geschöpfen das Leben zu nehmen, deren Arbeitskraft von grösstem Nutzen hätte sein können!“ „Man ist einander unter Nationen benachbarter Staaten ebenso sehr Gerechtigkeit schuldig, als unter benachbarten Bürgern“, bestätigt der berühmte amerikanische Staatsmann.

Der Krieg wirft jede göttliche und menschliche Ordnung über den Haufen. „Während der Dauer eines Krieges wird nichts vollendet“, lautet der Ausspruch Mirabeau's, der am 20. Mai 1790 der National-Versammlung vorschlug, die Minister und bevollmächtigten Agenten als die Schuldigen zu verfolgen, welche einen Offensiv-Krieg heraufbeschworen haben; und am 25. August desselben Jahres stigmatisirte er den Frevel des Krieges im Namen des diplomatischen Comités und verlangte, dass das Glück der Völker als der grösste und einzige Ruhm der Nationen angesehen werden solle. Wenn den Wünschen des redegewandten Marquis Rechnung getragen worden wäre, wie viel Blut und Unheil wäre Europa dann erspart geblieben! „Mein alter Patriotismus,“ sagt der Dichter Beranger, „hat mich niemals gehindert, die Achtung vor den Rechten der Humanität herbei zu wünschen; wo sich die Bajonette kreuzen, werden Ideen nicht mehr durchgelassen.“

Alphons de Lamartine verkündigt in wundervollen Versen, „dass die Brüderlichkeit kein Vaterland habe.“ Man wagt diese Verse heute kaum mehr auszusprechen, aus Furcht missverstanden zu werden, obgleich sie nur die höchste und edelste Menschenliebe athmen:

„Et pourquoi nous haïr et mettre entre les races
Ces bornes et ces forts qu'abhorre l'œil de Dieu ?“
(*Marseillaise de la Paix.*)

„Europa ist nur ein und dasselbe Volk“, sagt Cousin, „dessen verschiedene Nationen die Provinzen bilden und die ganze Menschheit ist eine und dieselbe Nation, die regiert werden soll nach den Gesetzen eines wohlgeordneten Volkes, - nach den Gesetzen der Gerechtigkeit.“... „Ich betrachte den Krieg mit einem Gefühl von Abscheu, für das ich keinen genügenden Ausdruck finde,“ gesteht der Amerikaner Channing. – Und Theoph. Gautier bemerkt ironisch: „Man sollte meinen, die Menschen fürchten, nicht sterben zu können, wenn man betrachtet, was sie Alles erfinden, um einander umzubringen.“

„Was bleibt nach einigen Jahren vom Kriege, der nur fruchtbringend ist im Verderben, dessen Glorie sich im Rauch der Kanonen verflüchtigt?“ fragt Emile de Girardin. – „Jeder Krieg ist nur eine Düperie,“ antwortet der Oeconomist Jean Bapt. Say, „ganz zu schweigen von dem Entsetzlichen, seine Mitgeschöpfe zu tödten.“ – „Der Krieg ist für die Menschheit die furchtbarste aller Calamitäten. Er ist ein gemeinschaftliches Freveln der Menschen gegen Gott,“ erklärt ebenso kräftig als treffend Ferdinand de Lesseps in seiner Rede im Cobdenclub zu London im Juli 1880. Ja, F. v. Lesseps hat Recht, er, der für die Nachwelt immer „der grosse Franzose, der grosse friedensbringende Franzose“ bleiben wird, er, der ein Opfer der Ungerechtigkeit seiner Zeit gewesen. Die pharisäische Gesellschaft, die heulerische Welt braucht zeitweilig ein Sühnopfer, einen Sündenbock, und gar oft geschieht es, dass solch ein hingeschlachtetes Opferthier aus einer edlen Race stammt.

Papst Pius IX. hat zu Beginn des Krimkrieges folgende unumstössliche Erklärung abgegeben, die ebenso feierlich als beachtenswerth klingt: „Der Krieg muss verschwinden und von der Erde verjagt werden.“ – „Der Krieg, nach Voltaire, das grosse allgemeine Verbrechen, dieser Zerstörungswahnsinn, der die zur Brüderlichkeit geborenen Menschen in wilde Bestien verwandelt: der Krieg ist nichts Anderes als immerwährender Jammer und die militärischen Verdienste bestehen aus der Verschwiegenheit der Todten und dem Vorwärtsstreben der Ueberlebenden.“ (Fred. Passy.) „Der Krieg ist ein Barbaren-Handwerk,“ bezeugt am 6. September 1816 Napoleon I. Und der muss es gut gewusst haben. – „Schwache und wahnwitzige Sterbliche, die wir sind!“ schildert der Philosoph Ferney, „wir klügeln so viel über unsere Pflichten, unsere Naturanlagen, unser Unglück und unsere Schwachheit, wir lassen in unseren Tempeln endlose Vorwürfe und Verurtheilungen erschallen,

wir sprechen ein Anathema aus über die geringste Unregelmäßigkeit unseres Benehmens, die geheimsten Nachgiebigkeiten des Herzens; wir donnern gegen die Laster, gegen verdammenswerthe Fehler, die jedoch die Gesellschaft weniger beeinträchtigen. Weshalb aber erheben sich jene Stimmen, die befugt sind, Tugend zu predigen, nicht auch lauter gegen dieses masslose und verbreitete Verbrechen, gegen den Zerstörungswahnsinn, der die zur Brüderlichkeit geborenen Menschen in wilde Raubthiere verwandelt, gegen diese abscheulichen Verheerungen, gegen Grausamkeiten, die aus der Erde eine Räuberhöhle machen?“

Der Bischof v. Angers, Monseigneur Freppel, verurtheilt voll frommer Entrüstung „diesen blutigen Irrwahn, dieses todtbringende Ringen, das die Ruhmsucht vergebens mit dem Mantel der Tugend zu decken versucht, dieses traurige Schauspiel auf die Spitze getriebener Rüstungen, die für die christliche Civilisation eine Schmach sind“, - dieser grossdenkende Prälat erwähnt jene Arbeiter der Städte, die nicht dazu da sind, um sträflichen Begierden als Opfer zu dienen; jene jungen Männer, „die von ihrem Lebensberuf abgezogen werden, um das Tödteten im grossen Stil zu erlernen.“

Nach Aufzählung aller Sorgen der Mütter, aller Opfer, welche die Familie bringen muss, Alles, dessen es bedarf, um zur Aneignung einer christlichen Lebensweise zu gelangen und tüchtig zu machen für einen Beruf, zu dem die Vorsehung diese jungen Menschen bestimmt hat, ruft der ehrwürdige Bischof schmerzerfüllt aus: „Und um in einem Augenblick alle jene Werke der Geduld, der Hingebung und Liebe zu vernichten, an denen Gott und Menschen gearbeitet hatten, seit der ersten bis zur letzten Stunde – was genügt dazu? Eine Kugel, die diese Jünglinge niederstreckt im Lenz des Lebens.“*)

„Wenn man bedenkt,“ schrieb Maxime Du Camp, Mitglied der Academie Française, „welche Anstrengungen die Natur und Civilisation machen müssen, um den Menschen bis zu seinem 25. Lebensjahre fortzubringen, und zusieht, wie dieses herrliche Product zusammenwirkender Kräfte dazu bestimmt wird, als Kanonenfutter zu dienen, dann ist es schwer, nicht in Zorn gegen die Menschheit zu entbrennen.“ „Und wenn das Leben in jedem Individuum geheiligt ist, so ist es auch in jeglicher Nation geheiligt. Wenn der Mord eines Einzelnen gerechter Weise vom Weltgewissen verdammt wird, mit um so grösserem Rechte muss jene verderbliche Organisation des Tödtens, die man Krieg nennt, verurtheilt werden“ (Fred. Passy.)

„Das Ergebniss der stehenden Heere und der besonders grossen Sterblichkeit der Soldaten, ist fortdauernde Verarmung. Es ist in Hinsicht auf die menschliche Race gerade das Gegentheil dessen, was man mit den Thier-Racen unternimmt, um diese zu verbessern und zu kräftigen.“ So lässt sich derselbe hervorragende Autor vernehmen, der der Pionier der Friedensbewegung in Frankreich ist.

*) Aus einer Rede, gehalten von Monsgr. Freppel, Bischof v. Angers, in der Kirche St. Madeleine zu Paris, 18. Februar 1889.

Goethe hat in seinen späten Tagen Folgendes geschrieben: „Der Nationalitäten-Hass besitzt die Charaktereigenthümlichkeit, dass man ihn immer ausgeprägter finden wird, je tiefer man auf der intellektuellen Leiter hinabsteigt. Dennoch giebt es eine Stufe, auf der dieser Hass vollkommen verschwindet, wo man dem Glück und Unglück der Nachbar-Völker sympathisch gegenübersteht, als wären es die eigenen Landsleute. Dieser Art war die kulturelle Stufe, die meinem Wesen entsprach, der Standpunkt, auf den ich mich längst gestellt, ehe ich mein 60. Lebensjahr erreicht hatte.“

„Ich kenne keine grössere Gotteslästerung – denn sie verletzt die Vernunft so gut wie den Glauben – als diejenige, die Gott und Vorsehung in Zusammenhang mit menschlichen Kämpfen und Kriegen bringt,“ schreibt sehr richtig Emile de Girardin. In einem Lande, in dem so viele Vorkämpfer des Friedens leben, wie in England, existirt unter einer Anzahl von ultra-kalvinistischen Officieren eine wahrhaft baroke, militärische Bigotterie, die auf folgende Weise durch die bekannte Schriftstellerin Miss Braddon zum Ausdruck gebracht wird: „Sie glauben fest daran“, sagt sie, „dass eine gute Sache stets siegen muss. Es ist gerade diese Art blinden Glaubens, die macht, dass sie sich in Indien in die ärgsten Gemetzel stürzen, während sie eiligst Gebete sprechen, und die sie an einer himmlischen Gerechtigkeit nicht zweifeln lässt, die nicht zulassen wird, dass die heidnischen Afghanen über die christlichen Engländer siegen“.

Und das sind thatsächlich Leute, die viel von Barmherzigkeit reden, die gelegentlich grosse Entrüstung über geringe Vergehen zur Schau tragen, um Anderen glauben zu machen, dass ihre Entrüstung der Beweis eiserner Gewissensstrenge und tugendlichen Zornes sei; nachher danken sie Gott, dass er ihren Arm gestählt, ihre Faust geschickt gemacht hat, um mit gut gezieltem Schwertstreich den Kopf eines Ungläubigen von dessen verabscheuungswürdigen Rumpf zu trennen.

Auf einen einzigen Gordon trifft man Hunderte, die nicht im Geringsten begreifen, dass die Barmherzigkeit cosmopolitisch und allgemein sei, dass das Mitleid nicht blos gegenüber von Christen Geltung habe, eben so wenig als dass man die christliche Liebe nicht nur auf ein gewisses beschränktes Gebiet ausdehnen soll, das ihre kurzsichtige Intelligenz sich selbst festgesetzt hat. Man sieht in den Grafschaften Englands, dass sogar Priester sich zu freiwilligen Werbem für die Armee hergeben, um unter ihren Pfarrkindern Soldaten zu gewinnen.*)

Solche Thatsachen sind umso befremdender, als in England der Heeresdienst ein ganz freiwilliger und kein gezwungener ist, wie auf dem Continent.

Wahrlich, es sollte keine Specialpflicht für die Nationen geben, sich gegenseitig zu tödten, während daneben die Pflicht der Privatleute besteht, einander zu helfen.

*) The Herald of Peace 1872.

„Die Waffen nieder!“ VI. Jahrgang. Nr. 10.

Gegen den Krieg ankämpfen, das ist, wie schon oft wiederholt worden, die Bejahung des Grundsatzes, dass es nur eine Moral geben kann – für die Einzelnen wie für die Völker.

Die Monarchen wollen den Frieden. Sie wären gewiss die Ersten, einen *modus vivendi* anzunehmen, der sich auf Einsetzung von Schiedsgerichten gründen würde, wenn die öffentliche Meinung sich aller Orten dafür laut aussprechen wollte. So handelt es sich denn darum, die Ansichten der grossen Menge zu bilden, sie aufzuklären, besser als dies bis heute geschehen ist. Dazu, wir wiederholen es, ist es dringend nothwendig, dass Jeder mit seiner Mitwirkung, seiner Sympathie, seiner Unterstützung hierzu beitrage und eine energische Propaganda zu Gunsten des Friedens ins Werk setze. Es ist von Wichtigkeit, dass die jüngere Generation nicht mehr im Geiste des übertriebenen Militarismus erzogen werde, im Geiste bigotten Tödtens, den Miss Braddon so trefflich schildert. Suchen wir, so lange es Zeit ist, unsere Anschauungen zu veredeln, unsere Vorurtheile abzuschütteln, unser Gewissen zu berichtigen. Hören wir auf die Stimmen jener beiden Päpste, die die gesammte Christenheit verehrt: „Der Krieg muss verschwinden und von der Erde verjagt werden,“ sagte Pius IX. – „Nichts ist wichtiger als die Kriegsgefahr von Europa fernzuhalten und Alles, was auf diesem Gebiete geleistet wird, muss als Werk des allgemeinen Heils anerkannt werden.“ So Leo XIII.

(Deutsch von Gräfin H. Pötting.)